

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Luisenstädtischen
Realgymnasiums. Ostern 1888.

Untersuchungen über das Gedicht Kaspars von der Roen

„Der Wunderer“.

Von

Franz Zimmerstädt,
Oberlehrer.



BERLIN 1888.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

1888. Programm Nr. 93.

gbe
37

87, 316

HT010452848



Das Gedicht „Der Wunderer“, nach von der Hagens Vorgänge auch „Etzels Hofhaltung“ genannt, findet sich nur in einer Papierhandschrift, die dem XV. Jahrhundert angehört. Sie befand sich im Anfange des XVIII. Jahrhunderts im Besitze des Arztes Thomasius in Nürnberg¹⁾, gelangte dann in Gottscheds Büchersammlung und ist jetzt unter den Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden zu finden. Dort trug sie früher die Bezeichnung M 103, augenblicklich M 201²⁾. Dies Gedicht gehört einer Sammlung an, welche aus 11 Stücken besteht: 1) Ortney, 2) Wolfdietrich, 3) Ecke, 4) Der Rossengart zu Wurmicz, 5) Das Merwunder, 6) Sigenot, 7) Der Wunderer (Etzels Hofhaltung), 8) Hertzog Ernst, 9) Laurein, 10) Dietrich und seine Gesellen, 11) Der Vater mit dem Sun (das Hildebrands-Lied). Sie ist bekannt unter dem Namen: Kaspars von der Roen Heldenbuch, weil einer der Schreiber am Ende des Laurin selbst angiebt „Noch crist gepurt 1472 Jar ist es geschriben worden von mir kasper von der roen purdich von munerstat. In franken. In festum pasce das ist in der osterliche zait“. Die Handschrift ist nämlich von mehreren Händen geschrieben, und Nr. 3, 4, 6–9 gehören eben diesem Kaspar an, den Zarncke³⁾ für das Jahr 1474 als immatriculiert in Leipzig unter dem Rektorate des Magister Joh. Tolhopf de Kempnat nachweist: Casper von der Rön de Munderstatt.

Die Dresdner Handschrift M 202 ist nur eine Abschrift der obigen aus dem XVIII. Jahrhundert. Aufser in dieser Handschrift findet sich unser Gedicht noch in einem alten Drucke des Jahres 1518⁴⁾, von dem allerdings leider nur das Ende, Str. 188–215, erhalten ist. v. d. Hagen besafs denselben und veröffentlichte ihn im zweiten Teile seines Heldenbuches, Leipzig 1855, S. 531 ff.; jetzt befindet sich dieser Druck in der Königl. Bibliothek zu Berlin. Er ist kaum um 50 Jahre jünger wie die Niederschrift Kaspars und wird uns bei der Untersuchung über den Ursprung des Gedichtes wichtige Dienste leisten. Ein Abdruck der Dresdner Handschrift, also auch des Wunderers, findet sich allein bei v. d. Hagen⁵⁾; außerdem finden sich noch Inhaltsangaben nebst Proben bei Goedeke⁶⁾, der S. 531 einige Strophen aus dem Wunderer abdruckt. v. d. Hagen ist also der einzige, welcher unser Gedicht vollständig zum Abdruck gebracht hat; derselbe giebt in seinen Heldenbildern S. 105–109 eine Inhaltsangabe des Wunderers und geht außerdem noch an zwei Stellen⁷⁾ auf den Inhalt desselben ein.

¹⁾ Geschichte der altdeutschen Dichtung in Bayern von Holland. Regensburg 1862.

²⁾ Katalog der Hdsch. der Dresdner öffentlichen Bibliothek herausg. von Schnorr v. Carolsfeld.

³⁾ Berichte über die Verhandlungen der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Philolog.-histor. Klasse. Band 22. Leipzig 1870. ⁴⁾ Gedruckt zu Erfurdt durch Matthes Maler 1518.

⁵⁾ Der Helden Buch in der Ursprache herausg. von Friedr. Heinr. v. d. Hagen und Anton Primisser. Berlin 1820. ⁶⁾ Deutsche Dichtung im Mittelalter von Karl Goedeke. 2. Aufl. Dresden 1871.

⁷⁾ Sammlung für Altdeutsche Litteratur und Kunst, Breslau 1812, und Vorrede zu v. d. Hagens Heldenbuch, Leipzig 1855.

Eine modernisierte Wiedergabe des Gedichtes Strophe für Strophe findet sich ebenfalls bei v. d. Hagen¹⁾, eine wertlose und überflüssige Arbeit, wie schon das Gegenüberstellen der ersten Strophe zur Genüge zeigt:

Kaspar.

Str. 1. *Es safs in Ungerlande
ein konick so wol bekant,
der was Etzel genande;
sein gleichen (man) nydert fant;
an reichthum vnd an milde
was im kein konick gleich;
zwelf konicklich kron vnd schilde
dinten dem konick reich.*

v. d. Hagen.

Str. 1. *Es safs in Ungerlande
Ein König so wohl bekannt
Der war Etzel genante;
Sein gleichen man nirgend fand;
An Reichthum und an Milde
War ihm kein König gleich:
Zwölf königlich' Kron' und Schilde
Dienten dem König reich.*

Von diesen Arbeiten abgesehen, hat man sich weder in früherer noch in neuerer Zeit mit dem Gedichte anders beschäftigt, als dafs man gelegentlich den Inhalt desselben streifte. Die einzige Stelle, welche in den vorigen Jahrhunderten auf den Inhalt Bezug nimmt, findet sich in Spangenberg's Adelsspiegel II, 172²⁾, wo Verfasser von Heldenbüchern erwähnt werden: „Und diese Leut haben etliche der alten Helden Thaten reimweise, doch wunderbarlich verblümet, beschrieben. Wie dann davon noch vorhanden das Heldenbuch, der grofs und kleine Rosengarten, der Hürnen Sigfried, der Hildebrand und Dietherich von Bern, von König Etzel und dem Wunderer“

Der Grund, warum bisher dem Wunderer sowenig wie den übrigen Gedichten des Heldenbuches Kaspar's gröfsere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, scheint darin zu liegen, dafs man diese Dichtungen für ein wertloses Erzeugnis des späten Mittelalters hielt, welcher Ansicht schon Lafsberg in seinem Briefe an Uhland³⁾ vom 23. 9. 1820 Ausdruck giebt: „Nun hat uns Hr. v. d. Hagen nach einer Pause von 10 Jahren mit dem 2. Teile der Sammlung a. t. Gedichte beschenkt (gemeint ist der Helden Buch in der Ursprache) Das Heldenbuch im österreichisch-baierischen Dialekte aus der Dresdner Hdsch. ist ein elendes Zeug und steht weit unter den älteren gedruckten Ausgaben dieser Gedichte, so fehlerhaft diese auch sind.“

Wenden wir uns nach diesem wenig ermutigenden Urtheile Lafsberg's zu unserm Gedichte selbst! Es beginnt damit, Etzels Macht im Ungerlande zu preisen, dem selbst König Artus nicht gleich gekommen sei. Nach diesen einleitenden Versen Str. 1—3 beginnt mit Str. 4 der eigentliche Gegenstand: König Etzel liefs einst alle seine Helden mit Frauen und erwachsenen Kindern zu einem Hoftage entbieten. Während man bei offenen Thoren und Thüren tafelt, wird durch den Wächter eine Jungfrau angemeldet, die dem Könige ein Anliegen vorzutragen habe. Vor gelassen, erscheint sie in vollendeter Schönheit und prächtigem Schmuck; sie ist die Tochter eines mächtigen Königs im Mohrenlande, der bei seinem Tode aufser diesem Mädchen noch zwei Söhne hinterliefs. Da diese die Schwester mit mifsgünstigen Augen betrachteten, legte sie das Gelübde der Keuschheit ab und erhielt dafür von Gott drei Gaben: die Eigenschaften der Menschen zu durchschauen, durch ihren Segen jeden Recken vor einem gewaltsamen Tode im Kampfe zu schützen und täglich einmal sich nach einem beliebigen Orte versetzen zu lassen.

¹⁾ Der Helden Buch von F. v. d. Hagen I. Berlin 1811.

²⁾ Adelsspiegel des M. Cyriacus Spangenbergk. Schmalkalden 1594.

³⁾ Lafsberg im Briefwechsel zwischen Joh. Freiherr v. Lafsberg und Ludwig Uhland. Wien 1870.

So kam sie nach der Hofburg, begrüßte den König und die edlen Fürsten, die vor Erstaunen über des Mägdleins Schönheit Essen und Trinken vergaßen, und bat um Hülfe gegen den wilden Wunderer, der sie schon drei Jahre lang verfolge und sie zu fressen begehre; vor allem aber solle man eiligst Thor und Brücke verschließen. Etzel lehnt diese letztere Bitte ab und will auch nicht selbst für die Jungfrau streiten; er gestattet ihr jedoch sich einen seiner Helden im Saale als Kämpfer zu erwählen. Da er ihre Fähigkeit die Eigenschaften eines jeden Menschen zu erkennen bezweifelt, sagt sie ihm offen heraus, daß er selbst sehr zaghaft, dafür aber außerordentlich milde sei, welchen Ausspruch der König großmütig und voll Bewunderung als richtig anerkennt. Freudig geht das Mädchen in den Saal, findet aber dort nur einen einzigen Recken, der Mut genug besitze, um sie zu verteidigen. Etzel erkennt in diesem Helden nach ihrer Beschreibung einen seiner besten Mannen, den Rüdiger, erlaubt aber erst nach vielen Bitten, daß sie diesen um Hülfe angehe. Ihre Bitte an Rüdiger hat jedoch keinen Erfolg, da dieser Held den erbetenen Schutz unter dem Vorgeben verweigert, es seien hier noch viele kühne Helden, die sich beleidigt fühlen könnten, wenn er sich vordränge. Die Jungfrau teilt diesen Mißerfolg dem Könige mit und bittet ihn nochmals alle Thore schließen zu lassen. Während er noch zornig diese Forderung als unvereinbar mit seiner Macht und Würde abschlägt, erschallt ein Horn, und die Hunde des Wunderers laufen bereits herbei. Verzweiflungsvoll ringt sie die Hände und bricht in die Worte aus: „kann ich keinen Kämpfer haben?“ Etzel weist sie in einen Saal, wo die jungen Könige sitzen, damit sie dort vielleicht einen Kämpfer finde. Sie folgt dieser Weisung, begrüßt die Versammelten und erkennt in dem einen jungen Recken denjenigen, der fähig wäre ihr zu helfen. Es ist Dietrich von Bern, der ritterlich auf ihre Bitten sich sofort bereit erklärt den Kampf zu übernehmen, falls der König es erlaube. Etzel aber versagt wiederum, und diesmal auf das entschiedenste, die Erlaubnis: Dietrich, der ihm zur Erziehung übergeben sei, habe mächtige Verwandte und sei noch sehr jung; träfe diesen im Kampfe ein Unglück, so würde er selbst sicherlich von dessen Angehörigen gestürzt und vertrieben. Lieber solle sie nochmals zu Rüdiger gehen; müßte einer von beiden Helden sterben, so wäre der Tod Rüdigers das kleinere Übel. Während so die Jungfrau wiederholt und dringend bittet und der König bei seiner Weigerung verharret, hält der Wunderer vor den Thoren und bläst gewaltig in sein Horn. Die Wächter hatten nicht mehr die Zeit die Zugbrücke aufzuziehen; der Riese stand bereits auf derselben und forderte unter wildem Drohen das Mägdlein. Jetzt erst befiehlt Etzel die Thore zu schließen und gestattet der Jungfrau zuerst an Rüdiger und dann an Dietrich sich um Hülfe zu wenden, wozu ihn außer der eigenen Not auch noch die Versicherung bewog, daß sie den Recken durch ihren Segen vor dem Tode schützen könne. Rüdiger bleibt bei seiner Weigerung und ist damit einverstanden, daß Dietrich den Kampf übernehme, weil dieser kühner und edler als er sei. So geht sie endlich zum Helden unserer Dichtung, der ihre beweglichen Bitten bereitwillig erhört, trotzdem er dem Meister Hildebrand das Versprechen gegeben habe, vor vollendetem 24. Lebensjahre nicht zu streiten, zu welchem Alter ihm mindestens noch neun Jahre fehlen. Inzwischen setzt der Wunderer vor den verschlossenen Thoren sein Drohen fort, wodurch nicht nur die Frauen sondern auch die Recken alle erschreckt werden. Dietrich wappnet sich im Vertrauen auf Jesus Christus und Maria; hierbei ist ihm die Jungfrau behülft und erteilt ihm schließlich den Segen, der ihr von Gott zu teil geworden. Dieser Segen, fügt der Dichter hinzu, habe seine Wirkung nicht nur in den zahlreichen Kämpfen Dietrichs

geäußert, sondern auch jetzt lebe der Held noch, nachdem er wegen Gotteslästerung von einem unreinen Rosse in die wüste Rumney geführt sei, und streite dort mit „würmen“ bis zum jüngsten Tage. Nach dieser Abschweifung fährt die Erzählung fort: Der Wunderer erneuert seine Drohungen und zerbricht, als ihm nicht geöffnet wird, die festen Thüren, so daß er nun ungehindert im Saale erscheint und die Jagdhunde sofort das Mädchen anfallen, welches bei Dietrich Hülfe sucht. Dieser ergreift die Hunde, schlägt wohl 21 derselben an die Wand und verjagt die übrigen. Dann fordert er die Jungfrau auf sich neben ihn zu setzen und gutes Mutes zu sein. Als der Wunderer sieht, daß die Hunde tot daliegen, wendet er sich an Dietrich mit den Worten: Wärest du nicht ein Kind, so müßte es dir an das Leben gehen; die schöne Maid aber mag sich schnell essen lassen, da ihr niemand das Leid wenden kann und ich Eile habe. Dietrich erwidert, daß er, obwohl ein kindischer Mann gescholten, seinen Gegner doch noch in den Tod senden werde; der Riese möge in ein Spital gehen, wenn er Leute essen wolle. Nach solchen Wechselreden, die dazu dienen, den Zorn der Kämpfer zu entflammen, fordert Dietrich den Wunderer auf in den Wald hinaus zu gehen, da sein Atem den Frauen wehe thue. Dieser springt auf den Helden und dessen Schützling los und faßt beide bei der Hand, wird aber von Dietrich zurückgestoßen und fällt zur Erde. Darauf versucht er die Jungfrau von Dietrich in Güte zu erhalten und giebt auf Befragen den Grund an, warum er sie verfolge. Sie sei ihm von seinem Vater zur Ehe bestimmt gewesen, verschmähe ihn jedoch; ehe er sie aber einem andern Manne lasse, wolle er sie lieber auffressen. Der Berner richtet hierauf an sie die Frage, ob sie den Wunderer nicht doch noch heiraten und so am Leben bleiben wolle; als sie aber darauf versichert sich lieber fressen lassen zu wollen, macht er sich zum Kampfe bereit. Der Riese ist erstaunt, daß ein so junger Held um eine solche Bübin sein Leben wagen wolle, und droht ihn aufzuhängen, sobald er ihn überwunden haben werde. Darüber gerät Dietrich in großen Zorn und hofft mit Gottes und Marias Hülfe dem Galgen nicht zu verfallen. Aufser dem Helden aber wappnen sich in der Burg mindestens 800 Mann mit Rüdiger an der Spitze, um Dietrich zu rächen, falls er erschlagen werden sollte. Nach einem herzlichen Abschiede Dietrichs von seinen Freunden beginnt der Kampf. Die Gegner schlagen aufeinander, daß das wilde Feuer aus ihren Helmen sprüht, und kämpfen vier ganze Tage, wie wenn bei einem Unwetter Donnerschlag auf Donnerschlag folgt; in ihrer Nähe konnte niemand bei den furchtbaren Schlägen aushalten. Viele tiefe Wunden sind geschlagen, doch hat diese der Wunderer allein empfangen, weil der Segen seine Wirkung ausgeübt hat. Der Wunderer fällt lang zur Erde, so daß das Gemäuer der Burg sich bewegt, springt aber zornig auf, um sich zu rächen. Dietrich jedoch hält ihm seine unedlen Drohungen vor und schlägt ihm weiter tiefe Wunden, so daß das Blut sich über den weißen Harnisch ergießt und der Riese vom Kampfplatze flieht. Während er nun verfolgt wird, kehrt er sich plötzlich um und giebt seinem Gegner einen so furchtbaren Schlag, daß dieser besinnungslos zur Erde stürzt und dann absichtlich einige Zeit wie tot liegen bleibt, um sich zu erholen. Schon will Rüdiger den Kampf beginnen, um den Gefallenen zu rächen, da springt dieser auf, dankt seinen Freunden für die bewiesene Treue, gelobt ihnen eidlich Vergeltung und nimmt von neuem den Kampf auf. Eine rote Feuersglut dringt aus seinem Munde; er schlägt den Riesen wiederum nieder, der aber bald aufspringt und mit seinem Schilde dem Helden in die Seite stößt. Schließlic empfängt der Wunderer eine Wunde in den Hals; er sieht seinen Tod voraus und fragt seinen Gegner nach dem Namen, da

sein Vater ihm einst prophezeit habe, es werde ein Dietrich sein, der ihn erschlage. Als Dietrich sich nun zu erkennen giebt und dem Riesen für seinen Übermut den Tod droht, legt dieser sich aufs Bitten, richtet jedoch nichts damit aus, sondern wird wiederum niedergeschlagen. Den Daliegenden fordert unser Held auf sich zu erheben, da er einen Wehrlosen nicht erschlage. Nur noch kurze Zeit dauert der Kampf, und der Berner erhält noch eine weite Wunde; dann aber gelingt es ihm, dem Wunderer die schützende Halsbinde wegzuschlagen, so daß dieser nun mit nackendem Halse, den Helm auf dem Kopfe, vor ihm steht. Noch einmal versucht der Riese vergeblich um Schonung zu bitten; Dietrich schlägt ihm das Haupt ab, hebt es auf und trägt es als Siegeszeichen umher. Alle Festgenossen laufen dem Sieger entgegen, um ihn zu beglückwünschen, unter ihnen auch die Jungfrau, die ihm dankt und seine Wunden beklagt. Er fordert scherzhaft von ihr den Botenlohn für gute Nachricht, die er bringe; ihr Peiniger sei tot, denn das Haupt desselben trage er hier; mit Gottes Hülfe habe er ihn aller seiner bösen Bemühungen überhoben. Während die Jungfrau ihm seinen Helm abbindet, kommt auch Etzel herbei, um seiner Freude über den glücklichen Ausgang Ausdruck zu geben. Dann geht man wieder zu Tische und setzt das unterbrochene Mahl fort; auf dem Ehrenplatze, am höchsten Ort, finden wir Dietrich, Etzel nebst seiner Gemahlin und die Jungfrau. Man verbringt die nächste Zeit in Freude und Wonne; dann aber erklärt die Jungfrau Abschied nehmen zu wollen, da sie in die Heimat zurückzukehren gedenke. Gold und Silber lasse sie ihnen nicht zurück; die Freunde hätten ja dessen auch ohnehin genug; sie heiße Frau Selde und trage in ihres Vaters Lande die Krone. Zuletzt wendet sie sich an den Berner besonders, segnet ihn und nimmt unter Halsen und Küssen von ihm Abschied. Mit den Worten „Gott bei euch sei“ verschwindet sie. Nach diesem wunderbaren Ereignis wollten auch die Gäste nicht länger bleiben; sie ließen das Wunder zum Gedächtnis aufschreiben und erbaten Urlaub von Etzel. Er gewährt ihnen denselben und empfängt das feierliche Gelöbniß, daß sie ihm jeder Zeit in Nöten mit ihrer ganzen Macht zur Hülfe bereit sein werden. Grofs Gut wurde noch verthan, ehe jeder der Fürsten in seine Heimat gelangte. Auch Dietrich kehrt heim und erzählt seinem Meister Hildebrand die unglaublich klingende Mär. Nun ist das Gedicht zu Ende; alle Helden, die in demselben vorkamen, sind jetzt tot, nachdem sie unter harten Kämpfen ihr Leben hingebracht haben. Gott wolle allen Gläubigen Gnade geben!

Dies ist der Inhalt unseres Gedichtes, der schon an und für sich das harte Urteil Lafsbergs nicht gerechtfertigt erscheinen läßt, wenn auch die Anordnung des Stoffes, Sprache und Reim vielfache Mängel zeigen sollten. Ihren Mittelpunkt sucht die Dichtung in der Verherrlichung Dietrichs und erstrebt dieselbe mit allen Mitteln, selbst auf Kosten eines gleichmäßigen Fortschritts der Handlung. Denn wenn Steinmeyer¹⁾ rügt, daß sich der Wunderer durch eine entsetzliche Breite auszeichne in der Beschreibung der Ausflüchte Etzels sowie in der Angst, die die Jungfrau ausstehen muß, ehe sie einen Kämpfer findet, so können wir ihm darin Recht geben, daß der Dichter ungeschickt in der Wahl seiner Mittel gewesen ist, zugleich aber müssen wir zugestehen, daß er auf alle Weise die That Dietrichs in das hellste Licht zu stellen sucht. Die Jungfrau, welche die Kraft des Wunderers kennt, findet unter allen Helden Etzels nur zwei, die im Stande sind den Riesen zu bestehen. Dieser jagt der ganzen Burg Angst und Schrecken ein, nicht nur den Frauen, sondern auch den Recken:

¹⁾ Zeitschrift für deutsche Philologie III, 241—244.

Str. 125. *Das horten die konginen, mit weynen und mit clagen;
furstin vnd edle weib, den recken war so lait,
komen schir von den synen, das sie wurden al zagen:
besor(g)ten ire leib das machet als die mait.*

König Etzel, der vorher wiederholt das Schließen der Thore verweigert hat, weil er so mächtig sei, dafs er niemanden zu fürchten habe Str. 77—79:

Str. 77, 7. 8. *„kein tor liefs ich zuslissen
pey allen meynen tagen*

Str. 78. <i>Kein mensch ward nye so reiche, so starck, noch edel, zwar, vor forcht ich sicherleiche lies speren kein tor, fur war: kumt Wunderer her eyne nach dir, du junckfraw weifs, ich gib jm prott vnd weyne, darzu die pesten speifs.</i>	Str. 79. <i>We mirder grossen schande! sluch ich zu meyne thor, wo mans saidt jn dem lande: ich trag die kron entpor vber al kong so reiche vynt man nit meyn geleich; vor nymant dorft ich weichen, den got allein ich weich.“</i>
--	---

giebt aus eignem Antriebe den Befehl, alle Thore zu schliessen, nachdem er den Wunderer vernommen hat Str. 112:

<i>Kong Etzel sprach zu stunde: „der teufel ist hie vor, ich thun euch allen kunde pas slust vns alle thor;</i>	<i>kom er zu vns her eyne, der teuffelische man, er pregt vns al in peine, mocht vns an leben gan.“</i>
---	---

Rüdiger, welchen die Jungfrau als kühnen Helden erkannt und Etzel als einen seiner teuersten Mannen gerühmt hat,

Str. 53 ff. *Etzel sprach: „du junck frawe, so ich in nye geschawe,
das ist der teurest man, vnd in auch nye gewann; u. s. w.*

verweigert den Kampf mit dem Riesen nicht nur aus Bescheidenheit, weil er anderen Helden den ihnen gebührenden Ruhm entreissen könnte, sondern auch aus Furcht vor dem gewaltigen Riesen Str. 118, 7. 8:

„ich wil nit fur dich streiten, er moch(t) erslahen mich.“

Als sich Dietrich zum Kampfe mit dem Wunderer anschickt, wappnen sich in der Burg mindestens 800 Mann, um den einen Riesen zu bestehen Str. 166, 1—4:

<i>Sich wappet in der purge aufs mynst acht hundert man;</i>	<i>wen nun her Diterich sturbe, den Wunderer wollens bestan.</i>
--	--

und dafs eine solche Macht nötig zu sein scheint, um den Riesen erfolgreich zu bekämpfen, zeigen die Worte Rüdigers, als Dietrich zu Boden gefallen ist Str. 179f.:

Str. 179. <i>Marckgraf Rudigere red zu dem Wunder(er): „nun vicht auch mit mir sere. waffen der dissen mer!</i>	<i>das Diterich ist gestorben, das gilt das leben dein; ir ist achthundert worden, do von du leidest pein.</i>
---	--

Str. 180. *Du must hie hin dersterben, vnd solt wir al verderben,
es ficht noch manger man, so kumpstu nit der von. u. s. w.*

Der Fall des Wunderers erschüttert die ganze Burg Str. 172:

*Dye purg must sich bewegen, das gemauer thet sich regen,
do Wunderer thet den fal, der sal vnd poden al. u. s. w.*

Allerdings ist es auf die Ungeschicklichkeit des Dichters zu schieben, daß Etzel mehrmals die Jungfrau beauftragt, sich in dem Saale einen Kämpfer zu suchen, und dann jedesmal die Erlaubnis dazu versagt, den auserwählten Helden um Hülfe anzugehen. Denn wenn es auch durch die eigne Angst und Not Etzels motiviert erscheint, daß die Jungfrau schliesslich dem Könige die Einwilligung zum Kampfe Dietrichs mit dem Riesen abringt, so fehlt doch jeder ersichtliche Grund, warum Etzel Str. 54 die Erlaubnis zum Kampfe Rüdigers mit dem Wunderer versagt und bald darauf Str. 60 dennoch erteilt. Der Gang der Handlung wird auch dadurch umständlich, daß die Jungfrau sich zuerst von Etzel die Erlaubnis einholen muß einen Helden auszuwählen, dann aber für den auserwählten außerdem noch die Erlaubnis zum Kampfe erbitten muß. So sucht sie sich den Rüdiger aus; der König versagt ihr zuerst die Genehmigung sich an diesen zu wenden, erlaubt es ihr darauf, und schliesslich nach all diesen Vorgängen weigert sich Rüdiger für die Jungfrau den Kampf aufzunehmen. Auch Dietrich ist zwar sofort bereit für sie einzustehen, verweist sie aber zuvor an Etzel, da er ohne dessen Genehmigung den Kampf nicht übernehmen dürfe Str. 95 f.

Str. 95, 7. 8 *„ich hilf dir sicherleiche,
ist es kong Etzels wil,*

Str. 96. *Der den ist vnser herre, dar vmb mustu in piden,
vnd wir im vnder thann, den edlen konick rein,
in seynem land so ferre, das er mirs erlaupit mit sieden;
wen er mir das vergan: sag mir die meynung sein.“*

Dieses Verhältnis der Helden zu Etzel zeigt nicht die Selbständigkeit, mit der sonst in den höfischen Epen dieselben über ihre Entschlüsse verfügen können, sondern ist dasjenige von Vasallen gegenüber dem Lehnsherrn und erinnert an das abhängige Verhältnis, in dem Rüdiger in den Nibelungen zu Etzel steht und Siegfried Gunther gegenüber auf Island zu stehen vorgiebt.

Ebenso erinnert die Rolle, welche Etzel im Wunderer spielt, an die Nibelungen: hier wie dort ist seine Macht nicht begründet auf hervorragende persönliche Eigenschaften. Helden-tugend vermissen wir an ihm gänzlich; weder als Ritter noch als Feldherr tritt er in den Kämpfen mit den Burgunden hervor, und Str. 45 f. charakterisiert die Jungfrau sein Verhalten treffend mit folgenden Worten:

Str. 45. *„So wifs du, kong, fur ware, aber du pist so mülle,
dastu so zaghaftig pist, ich nye fand dein g(e)leich,
das vnder deyner schare du wir(b)st noch gottes pilde,
kawm als ein verzagter ist: du pist den armen weich.*

Str. 46. *Dar vmb west ichs gar wolle,
dastu nit fachst fur mich. u. s. w.*

Die einzigen Mittel, durch welche er trotz dieser Mängel seine herrschende Stellung behauptet, sind sein Reichtum und die Treue seiner Vasallen.

Nirgend setzt sich die Dichtung in Widerspruch mit der alten Heldensage, sondern zeigt eine gute Bekanntschaft mit der Person und den Schicksalen Dietrichs, obschon Hindeutungen darauf nur kurz und gelegentlich hervortreten.

Nach Str. 101 sind seine Eltern Könige, sein Oheim Kaiser zu Rom, unter welcher Bezeichnung wir den Ermenrich der Sage wiedererkennen. Str. 122, ebenso 214 weisen auf das Verhältnis Dietrichs zu seinem Erzieher Hildebrand hin; Str. 130 zeigt eine Bekanntschaft mit den Kämpfen Dietrichs, aus denen er stets siegreich hervorging. Str. 182 geht eine rote Feuersglut aus Dietrichs Munde, und Str. 187 sagt der Wunderer:

<i>Mir sagt der vater meyne,</i>	<i>dem ging aufs seinem munde</i>
<i>do er nun sterben wolt,</i>	<i>ein glo von faür so rot:</i>
<i>es solt ein Diterich seine,</i>	<i>pistus, so thun mirs kunde,</i>
<i>der mich derslahen solt,</i>	<i>wol durch den milten got.</i>

ein bekannter Zug der Dietrichsage, den wir häufig auch in anderen Gedichten aus diesem Kreise finden, z. B.

Virginal Str. 104, 9—13

<i>daz viur von dem von Berne schöz,</i>	<i>den jungen helt begreif sin zorn,</i>
<i>dô sin begunden triben</i>	<i>des manec heiden sit engalt.</i>
<i>durch den rûhen wilden walt.</i>	

Ecken Liet Str. 219, 6—13

<i>er sluoc den Berner hère</i>	<i>wan er vil sère strûhte.</i>
<i>ein alsô crefteclichen slac,</i>	<i>dâ von sin munt in zorne enbran</i>
<i>daz in alda bedûhte,</i>	<i>sô daz iz sinem helme</i>
<i>ez wær sin jungeslicher tac;</i>	<i>der tanph riechen begann. u. a.</i>

Dafs er von einem „unreinen“ Rosse aus Bern entführt wurde und bis zum jüngsten Tage mit „würmen“ streiten müsse, weil ihn der Teufel zur Gotteslästerung verleitet habe, Str. 131 ff., stimmt ebenfalls mit der alten Sage überein, die durch die arianische Ketzerei Dietrichs veranlaßt wurde. Die Forderung Str. 5, dafs die Helden auch ihre erwachsenen Kinder mitbringen müssen, weil der König diese haben solle, erinnert an die häufig erwähnte Vergeisung von Fürstenkindern, um den Zorn und das Mißtrauen des mächtigen Eroberers zu beschwichtigen. Str. 1 weist auf die mächtige Herrschaft Etzels im Ungerlande und die grofse Zahl vornehmer Vasallen, unter denen sich sogar zwölf Könige befinden. Rüdiger ist auch in unserm Gedichte ein gewaltiger Held, von königlicher Abstammung, dabei Vasall Etzels und Herr über Bechlarn und Österreich Str. 53 ff.; er heifst Str. 58 der milte Rüdiger, Str. 71. 74. 114 Markgraf und tritt als der beste und edelste Recke nach Dietrich hervor. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Dichtung ist es ferner, dafs sie sich nicht in langatmigen Beschreibungen ergeht, andererseits aber auch bei passender Gelegenheit Schilderungen nicht aus dem Wege geht, sondern in mafsvoller Kürze die Dinge behandelt. So finden wir Str. 16 ff. in 5 Strophen die Schönheit und den Schmuck der Jungfrau geschildert; der Eindruck, welchen dieselbe auf die Fürsten macht, wird kurz und dabei eindrucksvoll dadurch bezeichnet, dafs es Str. 31 heifst:

<i>Der konig setzt sich do nyder,</i>	<i>die kong vnd fursten pider</i>
<i>vnd sach sie liplich an.</i>	<i>lissen das essen stan,</i>

keyner mocht trincken, essen, sie heten ir selbs vergessen,
zu sehen des megetlein: das sie so schon mocht sein.

Die Rüstung des Wunderers beschreiben Str. 138 ff. 3 Strophen, die gewaltige Kraft desselben wird Str. 135 f. und Str. 142 durch die Wirkung ausgemalt, welche sein Stofs auf die Thore und eisernen Riegel übt. Den Anfang des Kampfes schildern Str. 168 ff. 3 Strophen in anschaulicher Weise: mit ihren Schwertern schlugen sie auf einander, dafs das wilde Feuer „aus ihren Hildegrein“ erschien; sie verursachten ein Getümmel, als wenn ein Unwetter am Himmel manchen Donnerschlag thut; niemand mochte bei so gräfslichen Schlägen in ihrer Nähe bleiben oder die tiefen Wunden künden „mit singen noch mit sagen“. Ähnlich heifst es Ecken Liet Str. 105, 6—11:

ir helme sere erklungen reht, als der wilde dunerslac
von grôzen slegen durch den hac, von himel kame gerizzen
der si sich sere vlizzen, und wolte verderben gar ein lant.

Die einzige Übertreibung, deren sich der Dichter schuldig macht, ist die Behauptung bei dieser Schilderung, dafs das Getümmel mehr denn vier ganze Tage gedauert haben solle. Widersprüche leichter Art, die wohl eher dem Leser als dem Zuhörer auffielen, finden sich mehrmals und sind ebenso erklärlich wie verzeihlich, weil der mit der Darstellung seines Stoffes beschäftigte Dichter es mit den Einzelheiten nicht so genau nimmt. Str. 134 sagt der Wunderer:

„thut mir auf pey der zait! die erslag ich wol allein,
drey kong ligen in meim lande, si kunen sich des nit were;
vnd gewinnen das mit streit; dar vmb lat mich hin ein.“
dye kong vnd al ir here

dagegen Str. 148:

ich mufs von hin(nen) pald
mit zweyen kongen streiten,
die erslag ich mit gewalt.

Str. 71, 72 schlägt Rüdiger es der Jungfrau rundweg ab, für sie zu kämpfen, während ihr Bericht an Etzel lautet:

Str. 75. Er spricht also zu mire: nun kan ich keynen finden,
find ich kein kunern nicht, der fechten thut fur jn:
so wol er fechten schire, thet er sich vnder winden:
vnd wol sich an jn richt. geb ims got in den syn!

Str. 170 hat der Wunderer die tiefen Wunden allein:

das macht der segen here, den gab die maget rein.

dies hat der Dichter Str. 191 vergessen, wenn er sagt:

noch schlug er dem von Peren, ein wunden also weit.

und Str. 199 läuft die Jungfrau dem Helden mit den Worten entgegen:

„das dir got lone!

nun pin ich sorgen ler; ewr wunden sein mir lait,
nun sait mir gotwillkume; die ir von jm habt gnome.“

Schlimmer ist schon, dafs von Dietrich Str. 131 ff. behauptet wird, er sei noch am Leben und streite bis zum jüngsten Tage, während die Schlufsstrophe lautet:

<i>Nun hot ein end das gedichte,</i>	<i>nun seinn sie alsampt tot:</i>
<i>wer es horet hot,</i>	<i>mit hert streitigem quelle(n)</i>
<i>mit warhait wol berichte,</i>	<i>gaben sie auf ir leben: u. s. w.;</i>

dieser Widerspruch findet sich aber nur in dem Gedichte Kaspars, während es in dem alten Drucke, der das Ende unseres Gedichtes ebenfalls behandelt, heisst:

<i>Nun hot ein end das gdicte:</i>	<i>bisz an herr dieteriche:</i>
<i>wer das gehöret hott:</i>	<i>der ist bey leben doch:</i>
<i>mit warheytt ich das spriche:</i>	<i>vnd streyt so krefftigliche:</i>
<i>nun seindt sie alsampt todt:</i>	<i>mit den wûrmen noch.</i>

Dafs Str. 22 erzählt wird: die Brüder der Jungfrau seien um das Leben gekommen

„als ir noch wert verstan,

von eim, dem must man geben zu essen mangel man.“

obgleich davon weiterhin im Gedichte nicht die Rede ist, würde dem ursprünglichen Dichter nicht zur Last fallen, wenn sich ergeben sollte, dafs unsere Dichtung die Bearbeitung einer verloren gegangenen Quelle ist, in der auch noch andere Kämpfe des Wunderers behandelt gewesen sein können. Auf eine schriftliche Quelle weist unser Gedicht zu wiederholten Malen hin, so Str. 130 „als man es vint geschriben“, Str. 133 „vnd volgen noch dem schreiben“, Str. 211 „gelaubt, das es mag seyne, als mans geschriben fant“; Str. 212 berichtet, dafs die Gäste Etzels das Wunder aufschreiben liessen. Ob diese Angaben aber ernstlich zu nehmen sind, bleibt zweifelhaft, weil die mittelalterlichen Dichter die Berufung auf eine Quelle häufig als Mittel angewandt haben, um die Glaubwürdigkeit ihrer Berichte zu erhöhen. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit, dafs unserm Dichter in Wahrheit Quellen vorgelegen haben, eine ziemlich grofse, wenn man erwägt, dafs nach unsern bisherigen Betrachtungen so viel zugegeben werden mufs, er sei mit den Erlebnissen Dietrichs wohl bekannt gewesen und habe also Str. 130 wirklich schriftliche Aufzeichnungen im Sinne gehabt, als er schrieb:

als man es vint geschriben, das yn got oft dernert.

Aus den vorangegangenen Untersuchungen, die sich lediglich mit dem Inhalte beschäftigt haben, ersehen wir, dafs sowohl der Stoff des Wunderers selbst wie die Anordnung desselben auf eine Entstehungszeit schliessen lassen, in der die Heldensage noch lebendig war und auf allgemeines Verständnis wie Interesse rechnen konnte. Denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte sich der Dichter wohl schwerlich mit den knappen Andeutungen begnügt, die nur wirksam sein konnten bei einem Publikum, welches mit den verschiedenen Sagen aus dem Dietrichskreise hinlänglich vertraut war; er selbst hätte es nicht vermocht, ohne zahlreiche grobe Mißverständnisse diesen Stoff zu behandeln, und vor allem hätte ihm der Antrieb zu einem solchen Unternehmen gefehlt, für welches er auf kein Entgegenkommen seitens seiner Zeitgenossen rechnen durfte, da dem späteren Mittelalter, etwa der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, mit dem Verständnis für die Heldengestalten aus sagenhafter Vorzeit auch die Freude an ihren Kämpfen und Schicksalen geschwunden war. Einen ähnlichen Gedanken spricht Zupitza in seiner Vorrede S. LI zu den Dichtungen Albrechts von Kemenaten aus¹⁾: „Die grofse Beliebtheit der Dichtungen Albrechts von Kemenaten vom Ende des XIII. Jahrhunderts ab hätte gewifs viele Nachahmungen derselben hervorgerufen, wenn die Zeit, die jene bewunderte, nicht unfähig ge-

¹⁾ Deutsches Heldenbuch. Fünfter Teil. Berlin 1870.

wesen wäre zu eigenen Produktionen.“ Wir werden daher, wenn auch mit einigen Einschränkungen, die Urteile gelten lassen können, die v. d. Hagen über unser Gedicht fällt...¹⁾ „Die ganze Dichtung überhaupt greift nicht tief in den alten heimischen Sagenkreis ein, obgleich sie dessen breite Grundlage geschickt benutzt, und erscheint als ein späterer Widerschein aus demselben, mit wälschen Erinnerungen. Etzels Hofhaltung wird anfangs (Str. 3) ausdrücklich mit Artus' Hof verglichen, wo sich gewöhnlich die Abenteuer durch Ankunft eines notbedrängten Fräuleins einleiten“ und²⁾ „So ist dieses Gedicht, wenn auch jünger, doch im Grunde gewiss eigentümlich deutsch und bewegt sich in dem großen mythischen Kreise von Hildebrand, Dietrich und Rüdiger. Es sind aber mehrere eigene Züge darin“ u. s. w. Dafs v. d. Hagen an beiden Stellen die Dichtung trotz der Andeutungen einer früheren schriftlichen Urkunde für jünger hält, „obwohl sie dem Kaspar selber nicht angehören mag“, findet seinen Grund aufser in der Sprache und den fehlerhaften Reimen auch noch in der Allegorie, die dieselbe enthalten soll. Er sagt nämlich S. 137³⁾ „Es finden sich zwar Andeutungen einer früheren schriftlichen Urkunde; doch möchte die Dichtung selbst wohl nicht zu den ältesten gehören wegen der Allegorie darin von der Frau Selde und der Ähnlichkeit in der Anlage mit mehreren Dichtungen der Tafelrunde...“ und¹⁾ „Die leibliche Verdichtung abgezogener Begriffe ist auch mehr spät und fremd: wie die Frau Abenteure, die Romanische Muse; und Frau Minne wechselt mit Frau Venus“.

v. d. Hagen ist aber nicht der einzige Litterarhistoriker geblieben, welcher behauptet hat, dafs die Jungfrau in unserm Gedichte eine allegorische Figur sei, sondern auch Henrici meint in der Vorrede S. XXX zu seinem deutschen Heldenbuch³⁾: „Wie schon bei Goldemar (S. XXV) bemerkt wurde, ist die Befreiung einer Jungfrau ein der Dietrichsage wohlbekannter Gegenstand; aber in dem vorliegenden Gedichte handelt es sich gar nicht um ein irdisches Wesen, denn der Name des Mädchens, Sælde (d. h. Glück), und ihre wunderbaren Eigenschaften, ihr Erscheinen und Verschwinden, alles dies beweist, dafs Dietrich hier mit einer überirdischen Erscheinung, der Personifikation eines Begriffs, zusammengeführt wird, wie Ähnliches sich auch sonst in der Dichtung findet. So führt Hartmann im Iwein ein Gespräch mit der Minne, Wirnt von Grafenberg mit der Welt in Konrads von Würzburg Gedicht Der Welt Lohn. Das alles sind aber Vorstellungen der höfischen Zeit und dem Volksepos ursprünglich fremd; und da auch Etzels Hofhalt eine offenebare Nachahmung von Artus' Tafelrunde ist, so darf für diese Dichtung eine alte Vorlage nicht angenommen werden“ u. s. w. und Zupitza hält in seiner oben erwähnten Vorrede S. LI gar den Wunderer eigens zu dem Zweck für erfunden, um zu erklären, weshalb Frau Sælde Dietrich so begünstigt: „In Etzels Hofhaltung dagegen, die im Rolandston gedichtet ist, weist auch der Stoff auf das Eckenlied: er ist gewissermaßen zur Illustration von Stellen desselben erfunden, wie 10, 6f. *sit daz nu den Bernære vrô Sælde hât an sich genomen* und 160, 11 *wan zwâr vrô Sælde wil din pflegen*. Der Dichter wollte erklären, weshalb Frau Sælde Dietrich so begünstigt, und läfst sie deshalb durch den fünfzehnjährigen Dietrich beschützt werden gegen den Wunderer, der sie mit seinen Jagdhunden verfolgt, wie Fasold im Eckenliede das wilde Fräulein, dessen sich ebenfalls Dietrich angenommen.“ Nur Goedeke zweifelt in seinem Mittelalter, 2. Auflage,

¹⁾ v. d. Hagen Heldenbuch (1855) Leipzig. Vorrede zu XII. Etzels Hofhaltung.

²⁾ Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst, herausg. von v. d. Hagen, B. J. Docen, Dr. J. G. Büsching und B. Hundeshagen. Breslau 1812.

³⁾ Deutsche Nationallitteratur von Kürschner. 7. Band: Das deutsche Heldenbuch.

S. 530 daran, daß eine Allegorie beabsichtigt sei, ohne sich jedoch bestimmt für das Gegenteil zu entscheiden: „Erfinden zu haben scheint Kaspar den Stoff nicht. Der wilde Wunderer ist überhaupt wohl keine Erfindung eines allegorischen Dichters, wenn die Verwendung desselben auch sehr nach den Allegorien des XV. Jahrhunderts schmeckt“.

Bei der Wichtigkeit der Frage für die Beurteilung unseres Gedichtes ist es geboten, auf diejenigen Stellen in der Dichtung näher einzugehen, welche der Jungfrau Erwähnung thun. Str. 12f. kommt das hübscheste Mädchen an die Pforte der Burg und fragt den Wächter, wo Etzel sei; sie habe ihm eine Bitte vorzutragen. Der Pförtner erfüllt ihren Wunsch und meldet sie an. Der König läßt sie vor, und nun wird Str. 16—20 ihre Erscheinung in einer Weise beschrieben, die ebenso gut auf jedes andere junge, schöne und reich geschmückte Mädchen passen würde; kein Wort in diesen Versen berechtigt zu der Annahme, daß wir es hier mit einem überirdischen Wesen zu thun haben. Str. 21f. berichten ihre Herkunft: ihr Vater war ein mächtiger König im Mohrenlande; sie hatte noch zwei Brüder, die das Königreich nach des Vaters Tode erbten, die Schwester aber hafsten. Darum legte sie Gott dem Herrn das Gelübde der Keuschheit ab und erhielt dafür von ihm drei Gaben, die Str. 24—26 geschildert werden:

Str. 24. *Got gab ir do zu lone,*
der junckfraw wolgethann, u. s. w.

Str. 25. *Dye ander genad so here*
het do die reyne mait, u. s. w.

Str. 26. *Dye dritte genad so schlechte*
het sie al tag ein mal, u. s. w.

Die Vorstellung, daß die Frömmigkeit sich durch selbstaufgelegte Kasteiungen bethätige und solche von Gott mit besonderen Gaben belohnt werden, zumal wenn sie von reinen Jungfrauen ausgehen, ist eine im Mittelalter ganz gewöhnliche, wie zahlreiche Legenden beweisen. Außerdem aber scheint mir die Beschränkung bei der dritten Gabe, daß sie täglich nur einmal sich an einen andern Ort versetzen lassen kann, ganz deutlich zu zeigen, wie der Dichter nur ein irdisches Wesen von Fleisch und Blut im Sinne gehabt habe. Sie begrüßt den König und die Fürsten, auf welche alle ihre Erscheinung einen gewaltigen Eindruck macht, klagt ihr Leid und bittet um Hülfe; sie sei geflohen, weil der wilde Wunderer sie fressen wolle und sie schon länger als drei ganze Jahre mit seinen Hunden verfolge Str. 32ff. Etzel solle sie mit seiner Macht am Leben erhalten Str. 38, 1—4

Myt deyner sterck und machte, *das du mit deyner krafte*
die dir got hot gegeben, *mich haltest pey dem leben.*

Nun alle jene Stellen aufzuzählen, an welchen die Jungfrau ihre Bitte dringend und dringender wiederholt, würde zu weit führen und ist außerdem für unsere Frage nur insofern von Bedeutung, als wir sehen, daß ihr Benehmen sich überall nicht im mindesten von demjenigen eines gewöhnlichen Sterblichen unterscheidet, der in äußerst bedrängter Lage ist, z. B. Str. 81,5—8:

do sprach die junck fraw reyne: *ich hor das horn seyne,*
„erst hab ich angst und not, *erst muß ich ligen tot.“*

Str. 83. *Die mait jn vberginge,*

das man die thor spert zu;

die mait den konick vmbfinge,

sie sprach: „du konick, nun thu

so wol an mir vil armen,

gib mir doch eynen man.“

sie want jr hent vnd arme:

„kan ich kein kempfer han?“

Dafs sie den zaghaften Sinn des Königs durchschaut und in den beiden Helden Rüdiger und Dietrich die einzigen erkennt, welche dem Wunderer gewachsen sind, ist eine natürliche Folge der ersten jener drei ihr von Gott verliehenen Gaben, die im weiteren Verlaufe des Gedichtes sämtlich zur Verwendung gelangen. Dagegen erkennt sie von vorne herein weder den König noch einen der Helden, weil ihr eben diese Gabe nicht verliehen ist, so Str. 29, 3—8 und Str. 30, 1—2:

Str. 29. *die kong vnd fursten frone* „weist mir kong Etzel do:
hissen sie here gann. fund ich in gutes mutes,
sie danckt in ires gutes: des wer ich sicher fro.“

Str. 30. *Konick Etzel der ging here;* sie grust in tugentlich: u. s. w.

Den Namen Rüdigers nennt ihr erst der König Str. 54 „*Er heist der Rudigere*“, nachdem sie den Helden geschildert und seinen Platz im Saale angegeben hat, und Str. 88 heifst es ausdrücklich bei der ersten Begegnung der Jungfrau mit Dietrich:

„*Das was der her von Peren;* des west dye junckfraw nit.“

Als der Wunderer eindringt und Etzel die Erlaubnis zum Kampfe Dietrichs endlich erteilt hat, wappnet die Jungfrau ihren Ritter und segnet ihn Str. 128. 129. Dieser Segen ist ihr von Gott ihrer Frömmigkeit wegen verliehen worden, wie es ausdrücklich Str. 130, 1—4 heifst:

Sie thet im do den segen, von irer frumckait wegen
der ir von got was kunt; gab ir got sulchen funt:

Die Hunde des Riesen fallen die Jungfrau an, worauf dieselbe Str. 143, 5—8 um Hülfe ruft:

do ruft die junckfraw reyne „nun hilf dem leben meyne;
Ditrich von Pern an: solt mich nit essen lan!“

Dietrich schlägt dieselben teils tot, teils verjagt er sie und fordert die Jungfrau auf sich neben ihn zu setzen. Vergeblich versucht der Wunderer das Mädchen von Dietrich durch Drohungen zu erhalten; als er beide ergreift, wird er von dem Helden zu Boden gestofsen und giebt darauf Auskunft, warum er dasselbe verfolge. Als er und die Jungfrau noch Kinder gewesen seien, habe sein Vater sich nach einer passenden Frau für den Sohn umgesehen, die Tochter ihrem Vater genommen und zur Ehe für jenen bestimmt. Trotzdem verschmähe sie ihn; sie möge sich aber vorsehen, ehe sie den Tod hier leide, denn er habe einen Eid darauf geschworen: ehe er sie einem andern Manne zu teil werden lasse, wolle er sie lieber auffressen.

Str. 155, 5—8 *do sprach herr Ditereiche:* du sagst mir den werleichen,
„die mail wont dir nit pey, war vmb die feintschafft sey.“ —

Str. 156. „*Das wil ich dir hie sagen:* Str. 157. *Mein vater dem reichen kunge*
die weil ich kleine was, (nam) den das kindellein,
das man mich vmb must tragen, zu ee man vns verkunde,
do ist geschehen das, das sie ist ewig mein:
do was sie auch ein kinde, so thut sie mich vermehen,
ir vater ein konick reich; vnd wil fur war mein nit;
kein weib kunt man mir finden, sie solt sich hie versehen,
das mir moch(t) sein g(e)leich. ee sie den tot hie lit.

Str. 158. *Ee ichs ein andern losse, ich friss vor grossem zorn,
des hab ich aid gesworn, das sie auf dieser erde
vnd wer sie noch so grosse, kein man nit werd zu teil, u. s. w.*

So konnte der Dichter den Wunderer unmöglich sprechen lassen, wenn er die Jungfrau als ein überirdisches Wesen hätte darstellen wollen. Auch bestreitet diese den vom Wunderer dargelegten Sachverhalt nicht, sondern erklärt vielmehr Str. 159: ehe sie jenen zum Manne nehme „*e wil ich im geben mein leip zu speisse han.*“ aus welchen Worten wir auf die Richtigkeit der Erzählung des Wunderers schliessen müssen. Während des Kampfes hält sich die Jungfrau zurück und tritt erst Str. 199 wieder auf, um sich bei Dietrich zu bedanken, und dieser weifs es nicht anders, als dafs er für ein sterbliches Mädchen gestritten hat, denn er begrüfst sie mit folgenden Scherzworten Str. 200 f.:

Str. 200. *„Gebt mir das poden prode,
zart junckfraw mynicklich; u. s. w.*

Dann entwaffnet sie ihren Beschützer unter fortgesetzten Dankesworten Str. 202, die während dieser Beschäftigung sich ganz ungezwungen von neuem einstellen. —

Die ganze Versammlung setzt sich wieder zu Tische, wobei es völlig angemessen ist, dafs man der Jungfrau den Ehrenplatz neben Etzel und Dietrich einräumt und sie zum Mittelpunkt des Festes macht Str. 204, 5—8. 205, 7—8.

Str. 204. *vnd auch die schon junckfrawe, Dieterich, Etzel, sein frawe,
die sas am höchsten ort, die sassen pey ir dort;
Str. 205. sie lebten wunickleiche; die junckfraw gab in trost.*

Auch die Abschiedsscene bietet keinen Anhalt für die Annahme, dafs wir ein überirdisches Wesen vor uns haben. Sie erklärt in ihres Vaters Land zurückkehren zu wollen, nennt ihren Namen Str. 208, 1—4:

*„Ich heiss fraw Seld fur ware, vnd drag die kron enpore
des sult ihr sein dermant, wol in meins vaters lant.“*

nimmt von allen Anwesenden, besonders herzlich aber von Dietrich, Abschied und verschwindet. So kam sie in ihre Heimat „*gelaubt, das es mag seyne, als mans geschrieben fant.*“ Str. 211. Ihr Verschwinden war allerdings für alle Festgenossen wunderbar, und daher heifst es mit gutem Grunde Str. 212, 3—4:

„sie lissen das wunder beschreiben, und hiltten das in hut;“
und vorher Str. 211, 3—4:

es was den frawen vnd manen gar wunderleiche mer;

nichtsdestoweniger aber ist ihre rätselhafte Entfernung weiter nichts als die Bethätigung der dritten ihr von Gott verliehenen Gabe, täglich einmal sich an einen andern Ort versetzen zu lassen. Auch wenn wir annehmen, dafs sie auf ebenso übernatürliche Weise vor die Burg gelangt war, konnte sie jene Gabe beim Abschiede von neuem ausnutzen, da nach Str. 169 schon der Kampf allein mehr denn vier ganze Tage dauerte. Nach allen diesen Betrachtungen bleibt es mir ganz unzweifelhaft, dafs der Dichter uns eine irdische Königstochter, allerdings ausgerüstet mit besonderen Gaben, die aber genau angegeben werden, schildern wollte: ihre Familie, ihre Heimat werden uns genannt, seit ihrer Kindheit kennt sie der ungefähr gleichaltrige Wunderer und hat sich seit dieser Zeit in den Gedanken hineingelebt sie als Gattin zu besitzen;

über die ihr von Gott verliehenen Gaben hinaus vermag sie nicht mehr, denn jedes andere gewöhnliche Menschenkind. Mir scheint daher allein ihr Name Str. 208 die Veranlassung zu der Meinung gegeben zu haben, es sei hier garnicht ein irdisches Wesen geschildert; dieser einzige Umstand aber berechtigt doch ebensowenig zu jener Annahme, wie wenn man heutzutage etwa ein Mädchen deswegen für ein höheres Wesen halten wollte, weil sie beispielsweise den Namen „Felicitas“ trägt. Die Behauptung also, daß wir es hier mit einer überirdischen Erscheinung, der Personification eines Begriffs, zu thun haben, darf meines Erachtens bei der Beurteilung des Gedichts nicht mehr geltend gemacht werden.

Noch andere Einwände sind aus dem Inhalte erhoben worden, um die Dichtung als ein Machwerk späterer Zeit zu kennzeichnen. Das schwerwiegendste Bedenken macht Henrici geltend; er fährt nämlich in seiner oben angeführten Vorrede fort: „... so darf für diese Dichtung eine alte Vorlage nicht angenommen werden, abgesehen davon, daß sie auch sonst mit der Sage in Widerspruch gerät, wenn sie den Dietrich an Etzels Hof kommen läßt schon in einer Zeit, als noch sein Vater lebte und König war“. Soviel muß ihm zugegeben werden, daß die Erzählung von dem Kampfe des fünfzehnjährigen Dietrich jünger ist, als die Redaktion der Sage, welche von einem Kampfe des Helden in so jugendlichem Alter nichts wußte und ihn erst als Flüchtling an Etzels Hof kommen liefs. Es ist daher der Stoff unseres Gedichtes aus einer Weiterbildung der Dietrichsage entstanden; die neuen Keime aber, welche die Sage trieb, konnten nur das frühe Jünglingsalter des Helden ausschmücken, indem sie den durch die Überlieferung feststehenden Begebenheiten zeitlich vorangestellt wurden, weil nur auf diese Weise eine Erweiterung der Sage möglich war, ohne in einen Widerspruch mit dem bereits fixierten Kern derselben zu geraten. Auch der Dichter scheint mir darauf hinzudeuten, daß dieser Kampf mit dem Wunderer ein der damals umlaufenden Sage unbekannter Zug war und deswegen der Begründung bedürfe, wenn er sagt Str. 122:

<i>Wie ich mit Hildeprande</i>	<i>vor fir vnd zwentzick jaren,</i>
<i>wird ver ercheren mich:</i>	<i>das alter ich solt han:</i>
<i>ich verhifs jm an sein hande,</i>	<i>das wifs du, maget clare,</i>
<i>das streiten wold nit ich</i>	<i>das wil ich vber gan.</i>

In der Virginal besteht Dietrich ebenfalls als Jüngling, wenn auch nicht als fünfzehnjähriger, seine ersten Abenteuer, weil er den schönen Frauen auf ihre Fragen „*wizt ir iht vremder mære? ist iu iht aventiure beschehen?*“ keine Antwort geben kann. Aber hier wendet er sich sofort in seiner Verlegenheit an Meister Hildebrand, weil „*min vater mich iuch hiez alsó ziehen, biz daz ich wurde ein kreftec man*“, während er ja nach unserm Gedichte, von demselben getrennt, am Hofe Etzels erzogen wird. Außerdem setzt der Anfang der Virginal den Vater Dietrichs bereits als gestorben voraus, wenn Hildebrand seinen jungen Herrn Str. 11 vor der Fahrt fragt:

„*wem enpfelht ir iuwer lant, die stat und ouch die veste?*“

Mag aber auch immerhin der Inhalt unserer Dichtung zu der übrigen Dietrichsage in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie etwa die Kindheits-Evangelien zu den ächten Stücken oder die Fortsetzungen des Willehalm zu der Dichtung Wolframs von Eschenbach, so bezeugt doch schon allein das Bestreben, die Sage zu erweitern, daß das Gedicht einer Zeit angehören muß, in der die Kraft zu solchen epischen Gestaltungen noch lebendig war. Es kann also der Stoff unseres Gedichtes aus einer jüngeren Zeit stammen als die übrigen Teile dieses Sagenkreises, ohne daß er

darum erst im XV. Jahrhundert erfunden zu sein braucht; aus diesem Grunde der Dichtung eine ältere Vorlage abzusprechen, geht zu weit.

Zupitza hält in seiner bereits citierten Vorrede (S. 12) Etzels Hofhaltung für erst im XV. Jahrhundert gedichtet, weil auch der Stoff auf das Eckenlied weise. Er sei gewissermaßen zur Illustration von Stellen derselben erfunden; Dietrich beschütze Frau Sälde gegen den Wunderer, der sie mit seinen Jagdhunden verfolge, wie Fasold im Eckenliede das wilde Fräulein, dessen sich ebenfalls Dietrich angenommen. Dafs Dietrich im Eckenliede ebenfalls eine Jungfrau beschützt, hat schon v. d. Hagen gesehen, der in seiner Vorrede zu Etzels Hofhaltung im Heldenbuche von 1855 sagt: „Die Handlung, der sonst nichts Entsprechendes vorkommt, ist zum Teil Wiederholung aus dem Ecke, wo dessen Bruder Fasold ebenso eine Jungfrau mit Hunden hetzt und Dietrich sie befreit“, wie denn jeder die Ähnlichkeit bemerken mufs, der das Eckenlied jemals gelesen hat. Auch darin stimmen noch die beiden Erzählungen überein, dafs Fasold ebenfalls droht Str. 167, 12. 13 „*ir müesent beide hangen vor mir an einer wide*“ und Str. 183, 10. 11. „*ir müesent beidiu hangen: niht langer ich daz vristen sol*“, wie der Wunderer Str. 161, 7. 8 „*wen ich dich vberwinde, ich henck dich an ein wid*“. Aber die Ähnlichkeit dieser Episode, die wir übrigens fast ebenso in dem Ecke Kaspars selbst finden Str. 222, 12, 13 „*ir müst do paide hangen vor mir an eyner wid*“, berechtigt noch nicht zu der Folgerung Zupitzas, dem ich seine eigenen Worte entgegenhalten möchte: „Die grofse Beliebtheit der Dichtungen Albrechts von Kemenaten vom Ende des XIII. Jahrhunderts ab hätte gewifs viele Nachahmungen derselben hervorgerufen, wenn die Zeit, die jene bewunderte, nicht unfähig gewesen wäre zu eignen Produktionen.“ Aus dieser nebensächlichen Begebenheit im Eckenliede den Stoff zu einem in sich abgerundeten Gedichte zu entnehmen, das sich ohne Verstöße gegen die Heldensage unter ganz anderen Verhältnissen in einer völlig verschiedenen Umgebung abspielt, dazu reichte die epische Kraft des XV. Jahrhunderts nicht mehr aus. Dazu kommt noch, dafs Zupitza selbst in seiner Vorrede XLIII ausführt: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, dafs bei der Eckensage auf Dietrich ein Mythos übertragen ist. Das Mythische zeigt sich bei Fasold am deutlichsten. Er ist ein Wetter- oder Windriese. Das ergibt sich klar aus einer Formel in einer Münchener Handschrift, die Jakob Grimm im Anhang zur ersten Auflage der Mythologie (CXXXII) mitgeteilt hat: „*ich peut dir, Fasolt, dafs du das wetter verfirrst mir und meinen nachpauern an schaden*.“ Es wird da Fasold aufgefordert ein aufsteigendes Unwetter (durch Wind) zu entfernen. Auch in unserm Liede hat sich noch eine vom Dichter allerdings nicht mehr verstandene Spur erhalten von Fasolds mythischer Bedeutung. Er jagt da ein wildes Fräulein, wie der wilde Jäger, der ebenfalls den Wind bedeutet (Mythol. 1231. Müller altd. Religion 319. Proleg. 32).“ und XLIV „Da Dietrich mit den mythischen Gestalten Ecke und Fasold kämpft, mufs er notwendig an die Stelle einer mythischen Person getreten sein. Nun ist aber der deutsche Donnergott Donar, altn. Þórr, der beständige Vorkämpfer gegen schädliche elementare Mächte, die sich mythisch als Riesen darstellen: so wird denn wohl Dietrich dessen Stelle einnehmen (Müllenhoff bei Haupt 7, 425. Simrock, Mythol. 266. 441).“ Wir hätten danach also im Kampfe Dietrichs für die Jungfrau einen Stoff zu erblicken, den der Dichter des Wunderers nicht erst aus dem Eckenliede zu entlehnen brauchte.

Den Anfang unseres Gedichtes behandelt ein Fragment in Reimpaaren aus dem XV. Jahrhundert, welches wir bei Keller¹⁾ abgedruckt finden. Dasselbe enthält ca. 300 Verse und zeigt

¹⁾ Erzählungen aus altdeutschen Handschriften gesammelt durch A. von Keller. Stuttgart 1855.

einen vielfach verderbten Text sowie Korrekturen von zweiter und dritter Hand. Schon die Überschrift „*Ain Spruch von ain konig mit Namen Etzel*“ zeigt uns, wie unbekannt der Schreiber mit dem Stoffe war, auf den er hier vielleicht zufällig gestossen. Der geringe Inhalt läßt uns soviel erkennen, daß der Spruch nicht aus dem Gedichte Kaspars selbst entstanden sein kann, jedoch mit diesem eine gemeinsame Quelle benutzt haben muß. Denn abgesehen von den abweichenden Zahlenangaben bei der Schilderung des königlichen Gefolges kennt das Fragment auch die Frau Etzels mit Namen: Hs. 42, 110

*Dew frau thün ich euch pechant, Fraw heillig, dew mült vnd güter,
Dew was fraw heillig genant, Aller ellenden reckchen ein müeter.*

(gemeint ist wohl Frau Helche), während Kaspar ihren Namen nie nennt, dafür aber den Sohn beider kennt.

Str. 64. *Do neigt ir zugtickleichen kong Etzlin desgleichen.
die kongein mit der kron, Rudiger der konick fron.*

Als die Jungfrau von Etzel in den Saal geschickt wird, um sich einen Kämpfer zu suchen, findet sie nach dem Spruch nicht einen einzigen Mann, der fähig sei den Wunderer zu bestehen, was sie dann auch mehrmals dem Könige unumwunden erklärt Hs. 42, 113:

*Dü scholt mir vrlaub von hin geben Ich han (kan?) vnder deime gesint
Ich han verlarn hie mein lebenn. Ein kempher nindert vinden.*

und später

*Sy sprach: künig, ich will dir sagenn, Es müs ewer aller end sein.
Dein herren sind warleich alles sagenn (zagen), Hiecz (Hietest?) dü noch ein grezzär her,
Und kämp (kumt?) der wünd wir (der Wun- Er slecht dirs heut an all wer.
drer?) hewt her ein,*

bei Kaspar dagegen heisst es Str. 49:

*Do sie kom in den salle, do fand sie nydert keynen,
do sach sie sich weit vm, der gut was mit der wer,
do sassen die recken alle, den ausgenommen einen,
die beschaut sie vmbe dumb: hifs markgraff Rudiger.*

Bei Kaspar muß die Jungfrau zuerst dem Könige Auskunft über seine Eigenschaften geben, und dann erst gestattet er es ihr zur Belohnung, sich einen Kämpfer zu suchen; in dem Spruche dagegen sieht sie sich zuerst im Saale um, erklärt sämtliche dort anwesende Helden für Feiglinge und dann erst, von Etzel befragt, wie sie dies erkennen könne, zeigt sie sich bereit ihm selbst seine Eigenschaften zu nennen. Daß Etzel einen Hoftag entbieten läßt, um alle seine Mannen nebst ihren Familien in seiner Burg zu versammeln (bei Kaspar Str. 4—10) fehlt in dem Fragment ebenso wie die Schilderung der näheren Umstände bei der Ankunft der Jungfrau (Str. 12—15), denn dort wird ihr Erscheinen kurz mit folgenden vier Versen abgefertigt Hs. 42, 110:

*Eines tages das geschach, Wol von der schonisten maid,
Das man ein michel wünder sach Von der man vns hewt singt vnd sait.*

Ferner fehlen in dem Fragment die Angaben, welche uns bei Kaspar über die Heimat, die Familie und die Gaben der Jungfrau gemacht werden, so daß von den ersten fünfzig Strophen des Wunderers, die hier bei der Vergleichen überhaupt nur in Betracht kommen,

kaum die Hälfte einen ähnlichen Inhalt behandelt. — Aus dem Spruche erfahren wir nun folgendes: In den ersten sechzig Versen wird die Macht eines Herrscherpaares geschildert, zuerst die des Königs, dann die der Königin; am Ende jeder Schilderung steht der Name des Gepriesenen. Von Etzels Reichtum, dem jeder Zeit außer den vornehmen Vasallen 80 000 Mann gehorchen, heisst es dabei Hs. 42, 109b:

*Wy reich künig artūs war,
Der was edel und was reich,
Dem künig etzel nicht geleich.*

(man vergleiche damit bei Kaspar Strophe 3). Dann wird in beinahe hundert Versen das Erscheinen der Jungfrau und der Eindruck beschrieben, welchen dasselbe auf die Versammelten hervorruft, bei welcher Beschreibung besonders eingehend die Toilette des Mädchens abgehandelt wird. Es folgt die Begrüßung, die Frage Etzels nach ihrem Begehren und die Klage der Jungfrau über den wilden Wunderer mit ganz denselben Angaben, die wir in dem Gedichte Kaspars finden. Sie bittet um einen Kämpfer und der König gestattet ihr sofort sich einen solchen im Saale zu suchen. Nachdem sie sich aber im Saale umgesehen, erklärt sie alle Anwesenden für Feiglinge; sie habe von Gott die Gabe empfangen bei einem jeglichen zu erkennen:

Hs. 42, 113b *Ob er des leibes sey ein man.*

Ist er des leibes gar verzait,

Ich sag jms, es sey jm lieb oder lait.

Etzel, darüber verwundert, verlangt nun ein wahrheitsgetreues Urteil über sich selbst, und nach einigem Zögern ist die Jungfrau auch dazu bereit. Was sie aber über ihn ausgesagt, erfahren wir nicht mehr, denn mit den Worten „*Ich wil dīrs warleich sagenn*“ bricht das Fragment ab; dahinter stehen nur noch die Worte „*Et sic est finis*“.

Für diesen geringen Inhalt ca. 300 Verse zu verbrauchen, bringt der Verfasser des Spruches dadurch fertig, daß er alle Schilderungen aufs äußerste in die Breite tritt, ja häufig mit wenig anderen Worten dasselbe wiederholt; etwa die Hälfte der Verse dient keinem anderen Zwecke als dem, uns mit Etzel, Helche und besonders der Jungfrau bekannt zu machen. Die ebenso überschwängliche wie umfangreiche Schilderung des Anzuges der Jungfrau endet mit den Versen:

Scholt ein kaiser mit jr zu pet gan,

Er mocht sy nit versprochen han.

Um einen Begriff von ihrer Schönheit zu geben, werden das lange seidene Haar, der herrliche Gang, der Nacken, die bei lachendem Munde sichtbare Kehle beschrieben; den Eindruck, welchen ihr Erscheinen hervorruft, malen umständlich und drastisch folgende Verse:

All, dy da sassen

Ir selber sy vergassenn.

Der da sneiden scholt das prot,

Dem was ze sneiden also not,

Das er sich dief snaid jn sein hand,

Das er des licht nicht enphant.

Der den wein scholt schencken.

Der gafs (gofs?) jn vnder die panck.

Dy da scholten trinken,

Die liesens auch nider sincken.

Maniger sich mit dem wein pegofs.

Von der mait schon würden all witzlos.

Den Schluß der ganzen Schilderung bildet der Ausruf:

Da wünscht vil maniger: wār sy mein!

Aber herr got, vnd mocht das gesein!

Auch die zweite Hälfte des Spruches läßt an Umständlichkeit der Darstellung und an zahlreichen Wiederholungen nichts zu wünschen übrig, wovon sich jeder selbst überzeugen kann, der die Zwiegespräche zwischen Etzel und der Jungfrau nachlesen will, in denen nach der Begrüßung nur die Klage über den Wunderer und der Vorwurf gegen die versammelten Helden, sie seien sämtlich feige, behandelt werden.

Kaspars Gedicht schildert ja ebenfalls Str. 16—20 das Erscheinen der Jungfrau, die Pracht ihrer Kleidung und die jugendliche Schönheit, weil beiden Verfassern an dieser Stelle offenbar ein und dieselbe Quelle vorgelegen hat, hält sich dabei aber von Überschwänglichkeit ebenso frei wie von obscönen Bemerkungen. Der Eindruck auf die Versammelten wird bei Kaspar Str. 31 dadurch beschrieben, daß es heißt, die Könige und Fürsten vergaßen über ihren Anblick Essen und Trinken; in dem Spruch findet sich dieselbe Bemerkung, aber breit ausgeführt und ins Niedrigkomische gezogen, wie wir oben gesehen haben. Der eine wie der andere berichtet nicht Selbsterfundenes, sondern beide folgen derselben Vorlage; aber während Kaspar bemüht ist, den Inhalt derselben in einer seinen Zeitgenossen verständlichen Sprache getreu wiederzugeben, ist es dem Schreiber des Spruches offenbar nur um das Ausmalen des Prächtigen und Wunderbaren im Auftreten der Jungfrau zu thun gewesen. Daher ist es sehr wohl möglich, daß er seinen Bericht abbrach, als er diesen Zweck erreicht hatte, so daß von dem Fragment vielleicht nie mehr vorhanden gewesen ist, als wir heute noch besitzen. Es bestätigt also dieses Ergebnis der Untersuchung unsere frühere Behauptung, daß dem XV. Jahrhundert die Kraft zu selbständigen epischen Gestaltungen mangelte, da bisweilen nicht einmal mehr das Interesse für dieselben vorhanden gewesen zu sein scheint. Wenn wir mit diesem Fragment Kaspars Gedicht vergleichen, werden wir seinem Bestreben, die Schätze der deutschen Heldensage möglichst unbeschädigt in eine spätere Zeit hinüberzuretten, unsere dankbare Anerkennung nicht versagen.

Steinmeyer bemerkt in dem oben citierten Bande der Zeitschrift gegen die Ansicht Zupitzas, der Wunderer sei uns in der ursprünglichen Gestalt erhalten, folgendes: „Ihm ist dabei entgangen, daß in den Fastnachtspielen Nr. 62 ein Spil von dem Perner und Wunderer mitgeteilt ist, welches an einigen Stellen wörtlich mit unserem Gedichte übereinstimmt und im ganzen dieselbe Grundlage voraussetzt, wie dieses. Die übereinstimmenden Stellen aber zeigen in dem Spil eine reinere Gestalt als im Wunderer. So W. Str. 161 und Spil 550“. Dieses Fastnachtspiel, das einzige, welches uns aus der deutschen Heldensage erhalten ist, woraus man auf die große Beliebtheit schließen kann, deren sich ein Stoff wie der hier vorliegende erfreute, finden wir ebenfalls abgedruckt bei Keller¹⁾.

Dasselbe behandelt nach einem kurzen Prologe, der uns mit den auftretenden Personen und dem Inhalte des Stückes bekannt macht, denselben Stoff wie Kaspars Gedicht Str. 33—201: das Erscheinen der Jungfrau, ihre Bitten an Etzel, Rüdiger, Dietrich, das Eindringen des Wunderers, Zwiegespräche zwischen den beiden Kämpfern, den Kampf selbst in seinem schon oben geschilderten Verlaufe. Mit der Verleihung des Segens:

Ein segen ir von mir erwerbt,

Des habt zu pfand mein weiplich er!

Das ir von keinem wafen sterbt.

Ir seit behuet fort imer mer.

schließt die Handlung, denn es folgt nur noch die Aufforderung eines Bauern an den Wirt, dem Berner zu Ehren einen Tanz zu veranstalten, und der Dank des Heroldes für die vortreffliche

¹⁾ Keller, Fastnachtspiele II. Stuttgart 1853.

Bewirtung mit Speise und Wein. Bei diesem Inhalte umfaßt die Handlung selbst, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, wenig über hundert Verse, wenn wir den Prolog sowie die Aufforderung zum Tanze und den Dank an den Wirt in Abzug bringen. Allerdings sind die einleitenden Strophen unseres Gedichtes, welche Etzels Hofhaltung behandeln, in dem Spiele ebensowenig behandelt wie die Abschiedsscene nach dem Kampfe, da beide Schilderungen nicht zu seinem Thema gehören, welches nur den Kampf des Berners mit dem Wunderer umfaßt. Dagegen berichtet das Spiel alle wesentlichen Ereignisse, die sich in unserem Gedichte finden, vom Erscheinen der Jungfrau an bis zum Tode des Wunderers, soweit sie zum Verständnis der Darstellung von Bedeutung sind. Einen so reichen Stoff auf einen so geringen Umfang zusammenzudrängen, ohne wichtige Umstände, die in der Vorlage gegeben waren, wegzulassen, erforderte vor allem dramatisches Geschick im Ausscheiden von nebensächlichem Beiwerk, wurde dabei aber durch das Agieren der Schauspieler auf der Bühne nicht wenig unterstützt. Das Hin- und Herwandern der Jungfrau, ehe sie den Berner zum Kämpfen gewinnt, welches in dem Gedichte Kaspars einen so breiten Raum beansprucht, wird hier nur durch wenige Verse begleitet; das Eindringen des Wunderes, der Verlauf des Kampfes geschehen wirklich vor den Augen der Zuschauer, ohne daß eine umständliche Auseinandersetzung nötig ist. An zwei Stellen stimmt die Darstellung des Spieles mit derjenigen unseres Gedichtes nicht überein. Das erste Mal ist es offenbar eine zu starke Kürzung der Vorlage, welche unangenehm berührt. Der König sagt nämlich zur Jungfrau:

„Das ist der jung furst von Pern,
Den verlür ich furwar nit gern.

Er facht vor nie, er mocht tot beleiben.
Mich wurden die sein gar vertreiben.“

und man sollte hiernach erwarten, daß die Umstimmung des Königs zuvor stattfinden müsse, ehe die Jungfrau die Hülfe Dietrichs in Anspruch nehmen kann, wie ja auch in unserem Gedichte Etzel schließlich zögernd und nur für den Fall, daß Rüdiger wiederholt ablehnen sollte, seine Einwilligung giebt, als der Wunderer schon vor der Thüre tobt. Hier aber lesen wir mit Befremden sofort hinter den obigen Versen: (*Die Junkfrau geht zum Perner*):

„O edler Perner unverzeit, Euch sei geklagt mein herzeleit!“

Zwar hat auch in dem Gedichte Kaspars die Jungfrau den Dietrich um Hülfe gebeten, aber dort versagt dann eben der König seine Einwilligung zu diesem Kampfe. Allerdings finden wir später eine Andeutung dafür, daß auch dem Verfasser des Spieles die Einwilligung Etzels nötig erschien, denn es heißt:

„Wil es der kunig, niemant ficht do, dann ich“,

aber nirgends wird später auf diese Stelle Bezug genommen, sondern der Kampf findet statt, ohne daß der König vorher befragt worden wäre, während in unserem Gedichte dieselbe Äußerung Dietrichs durch die Schilderung der nachfolgenden Ereignisse ihre gute Begründung findet. Ferner erteilt die Jungfrau dem Dietrich erst nach glücklich beendetem Kampfe den ihr von Gott verliehenen Segen, während sie dies in dem Gedichte Kaspars schon vor Beginn des Kampfes thut. Mir scheint die Stelle, welche der Segen in dem letzteren Gedichte gefunden hat, die ursprüngliche zu sein, denn ja gerade durch diesen Segen wird uns der glückliche Ausgang, welchen der Kampf des jungen Dietrich nimmt, weniger wunderbar, und man könnte daher mit Recht an dieser Stelle des Spieles fragen, warum die Jungfrau ihren Ritter nicht schon vorher auf diese Weise geschützt, sondern ihn unnötig der Gefahr ausgesetzt habe, von dem Wunderer

erschlagen zu werden. Auch mit der Person der Jungfrau werden wir im Spiele nicht näher bekannt gemacht; zwar wird gelegentlich erwähnt, daß sie die Gaben besitze, die Eigenschaften der Helden zu durchschauen und einen Segen zu verleihen, der vor einem gewaltsamen Tode durch Feindeshand schütze, im übrigen aber wird uns weder gesagt, woher sie stamme noch woher sie jene Gaben erworben habe. Ebenso wenig erfahren wir etwas über ihr rätselhaftes Verschwinden, wie denn überhaupt diese dritte ihr von Gott verliehene Gabe hier gar nicht erwähnt wird. Da ferner auch ihr Name Sâlde nicht berichtet wird, so sehen wir hieraus deutlich, wie schon dieser Dichter die Jungfrau durchaus nicht als eine überirdische Erscheinung, sondern als ein gewöhnliches Mädchen aufgefaßt und geschildert hat. Von diesen Punkten abgesehen, stimmen aber, wie wir gesehen haben, Spiel und Gedicht in dem Berichte der Begebenheiten überein, soweit eine solche Übereinstimmung bei dem verschiedenen Charakter beider Dichtungen zu erwarten ist.

Daß dieselben bei der oben dargelegten Übereinstimmung ihres Inhaltes in einem sehr nahen verwandtschaftlichen Verhältnis stehen müssen, ist unzweifelhaft; es fragt sich nur, ob beide aus ein und derselben Quelle geschöpft haben oder das Spiel direct aus dem Gedichte Kaspars entlehnt hat. Steinmeyer meint nun, daß die übereinstimmenden Stellen in dem Spiele eine reinere Gestalt zeigen als im Wunderer, und schließt daraus, daß beide gemeinsam aus einer älteren Quelle geschöpft haben müssen. Zum Beweise vergleicht er

Str. 161: <i>Do sprach der Wundere(re):</i>	<i>dar zu pistu ein kinde;</i>
<i>„helt, wiltu nit lenger leben,</i>	<i>ich rit, du hest wol frid:</i>
<i>das du dein leben here</i>	<i>wen ich dich vber winde,</i>
<i>wilt umb eine pubin geben?</i>	<i>ich henck dich an ein wîd.“</i>

mit den Versen des Spieles:

*Du junger narr, wilt du dein leben
Hie umb ein pose pubin geben?
Ee ich euch paide sant vermied,
Ich henket euch ee baide an ein wîd.*

Nun ist nicht zu leugnen, daß die Anrede „*du junger Narr*“ im Munde eines ungeschlachteten Riesen angemessener erscheint, als die Bezeichnung „*helt*“ und das Beiwort „*here*“ zu „*leben*“, zumal der Wunderer den eben noch so höflich Bezeichneten zwei Zeilen später, „*ein kinde*“ nennt. Auch die Anrede an Dietrich „*Du junger lapp*“ scheint mir im Spiele treffender gewählt zu sein als die entsprechende in dem Gedichte Str. 147, 5. 6:

„vnd werst du nit ein kinde oder ein kindischer man“,

und ebenso halte ich die Drohung des Riesen am Schlufs seines Berichtes über die Ursache der Feindschaft zwischen sich und der Jungfrau:

*„Darumb so wil ich sie verschlinden
Und sol ir baide sant erplinden.“*

für begründeter durch die Situation als die Schilderung des Gedichtes Str. 156 ff., der eine solche an Dietrich gerichtete Drohung mangelt. Trotzdem dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß nur c. 100 Verse des Spieles mit c. 1350 des Gedichtes von Etzels Hofhaltung zur Vergleichung stehen und der Verfasser des ersteren den beiden Dichtungen gemeinsamen Stoff in ebenso selbständiger wie treffender Weise gestaltet hat, wie denn überhaupt seine Arbeit den Eindruck

der Frische und wohl gelungenen Kürze macht. Unter diesen Umständen ist es sehr wohl denkbar, daß dem Spiel unser Gedicht allein als Vorlage diene und ihm, dessen ungeachtet einzelne Schilderungen besser gelungen sind als seinem Originale. Die Behauptung Steinmeyers, daß das Vorhandensein des Spieles zu der Annahme einer älteren Quelle nötige, scheint mir demnach des zureichenden Grundes zu entbehren.

Wir haben jedoch durch unsere früheren Betrachtungen es glaublich zu machen versucht, daß allerdings der Stoff dieser Dichtung Kaspars notwendiger Weise eine ältere Vorlage zur Voraussetzung habe, und es tritt jetzt an uns die Frage heran, ob Kaspar seine Quelle einfach ausgeschrieben oder umgestaltend bearbeitet hat.

Die Ansicht, daß Kaspar nur ein Schreiber der mit seinem Namen bezeichneten Gedichte (also auch des Wunderers) gewesen sei, vertritt Zarncke an zwei Stellen mit großem Eifer aber schwachen Gründen, 1. im Litterarischen Centralblatt¹⁾ „Mag man die Dresdner Handschrift auch fernerhin immer das Heldenbuch Kaspars v. d. Roen nennen, augenscheinlich war er unter den Herstellern die hervorragendste Persönlichkeit; aber man begnüge sich ihm den Ruhm eines sorgsam, gewandten Schreibers zu lassen, belaste ihn jedoch nicht ferner mit der zweideutigen Ehre, die ihm unsere Gelehrten seit nun fast 50 Jahren erwiesen haben“ und 2. in der Germania I Seite 53—63 „Die gegenwärtig allgemein geltende Ansicht, daß Kaspar v. d. Roen ein Bänkelsänger, ein fränkischer Volksdichter gewesen sei (vgl. z. B. Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 212. Vilmar, Geschichte der deutschen National-Litteratur S. 305) beruht allein darauf, daß derselbe in der Handschrift M. 103 (M. 201) der Dresdner Bibliothek, welche Stücke der deutschen Heldensage, teilweise umgearbeitet, namentlich verkürzt, enthält, sich als Schreiber nennt. Man setzte voraus, daß derjenige, der diese Gedichte geschrieben, sie auch selber in diese Gestalt gebracht habe. Der erste, der diese Ansicht äußerte, war v. d. Hagen im Grundriß S. 20 (im Jahre 1472 von dem Bearbeiter selbst geschrieben), und ihm sind alle Philologen und Litterarhistoriker, ohne auch nur einen Zweifel zu äußern, gefolgt u. s. w.“ Durch die angestellte Untersuchung sei aber erwiesen, daß Kaspar nicht der Umdichter dieser Lieder gewesen, sondern nur einer der Schreiber, welche die Handschrift herstellten, und zwar gerade der nicht umarbeitende. Die Gründe, auf welche hier Zarncke verweist, sind folgende: 1. die Handschrift sei von zwei, vielleicht von drei Händen geschrieben, 2. gerade die wesentlich verkürzten und sich ihrer Verkürzung rühmenden Stücke seien nicht von der Hand Kaspars. — Daß Kaspar sich der Verkürzung nicht gerühmt hat, ist noch kein Beweis dafür, daß er nicht ebenfalls an geeignet scheinender Stelle verkürzte, oder doch wenigstens seinen Stoff bearbeitete, und mit Recht macht Goedeke in demselben Bande der Germania Seite 239—241 gegen die Vermutung Zarnckes über die Gründe der vorgenommenen Kürzung geltend: „Der Schreiber hat ja nicht bloß abgeschrieben und aus Bequemlichkeit Strophen ausgelassen, sondern Reihen von Strophen kürzer gefaßt, ist also umdichtend zu Werke gegangen. Man kann den poetischen Wert seiner Arbeit sehr gering schätzen; vom geschichtlichen Standpunkte bedeutet diese Abkürzung viel mehr, als bisher angenommen zu sein scheint. Sie zeugt von fortwährendem epischem Leben, das in dem Zeitalter der obscönen Dichtung hohe Achtung erweckt und beredter für die unverwüstliche Kraft und Gewalt der deutschen Heldensage spricht als die schönste und sorgfältigste Handschrift. Kaspar (der einmal übliche Name soll nur die Hdsch.

¹⁾ Litterarisches Centralblatt 1854 Seite 577f.

und die abkürzenden Dichter kurz bezeichnen) hat überdies noch einen besonderen Wert, da er durchweg guten alten Quellen folgt und für die älteren Gedichte ganz dasselbe bedeutet, was die so oft genannte und so hoch geschätzte Thidrekssage nur immer bedeuten kann u. s. w.“ Zur endgültigen Entscheidung über die hier vorliegende Frage werden wir aber, wenigstens soweit es sich dabei um das Verhältnis des Gedichtes von Etzels Hofhaltung zu seiner Vorlage handelt, durch die Vergleichung desselben mit dem oben erwähnten Drucke vom Jahre 1518 gelangen, falls sich durch die Untersuchung herausstellen sollte, daß beide unabhängig von einander dieselbe Quelle benutzt haben. Dieser Druck bietet nämlich, Strophe für Strophe im Inhalte wie in der Form mit dem Gedichte Kaspars übereinstimmend, die letzten 28 Strophen der Erzählung, so daß ein sehr nahes Verhältnis beider Dichtungen zu einander von vorne herein selbstverständlich ist. Die Vermutung, daß der Verfasser des um 46 Jahre jüngeren Druckes aus dem Heldenbuche Kaspars entlehnt habe, ist daher naheliegend; es müssen also neben dem Übereinstimmenden auch zahlreiche und gewichtige Abweichungen von einander vorhanden sein, wenn diese Annahme widerlegt werden soll. Schon v. d. Hagen sagt in seiner Vorrede zu Etzels Hofhaltung (Heldenbuch, Leipzig, 1855) über den Druck vom Jahre 1518: „Die starke Übereinstimmung mit Kaspars von der Roen Urschrift, Stanze für Stanze, meist wörtlich, selbst in Fehlern, läßt ein nahes Verhältnis des alten Druckes zu ihm annehmen, wenn auch kein unmittelbares; denn manchmal weichen, zumal die hinteren Stanzenhälften, auch im Reime ab und haben selbst bessere Lesarten (Str. 189. 195. 196. 202. 209. 210. 215), obgleich wieder eigene Fehler.“

Ob die hier bezeichneten Strophen wirklich bessere Lesarten des Druckes enthalten, wollen wir dahingestellt sein lassen, da auf die Entscheidung dieser Frage bei der vorliegenden Untersuchung nichts ankommt. Ebenso wenig wollen wir jede auch noch so unbedeutende Verschiedenheit im Ausdruck anführen, zumal dieselben trotz ihrer großen Anzahl immerhin noch durch flüchtiges Abschreiben erklärt werden könnten. Von Wichtigkeit dagegen werden für uns diejenigen Stellen sein, bei welchen außerdem eine Verschiedenheit im Inhalte dazu tritt.

(Wir bezeichnen fortan das Gedicht Kaspars mit K, den Druck mit D.)

- | | |
|--|--|
| Str. 190, 4 K. <i>ich gib dir keynes sygs,</i> | D. <i>ich gib dir doch kein frist.</i> |
| (im Original hat wahrscheinlich gestanden: <i>ich gihe dir keines sigs</i>). | |
| Str. 195, 1-4 K. <i>Er sprach: „wiltu noch essen</i>
<i>die junckfraw mynnicklich?</i>
<i>dein leben ist klein gemessen,</i>
<i>fur war des freu ich mich.“</i> | D. <i>Wiltu noch leut hie essen:</i>
<i>so sprach herr dieterich:</i>
<i>deyn lebenn ist kleyn gewesenn:</i>
<i>fur war das freuo ich mich:</i> |
| Str. 196, 5-8 K. <i>er trug das haubt von danen</i>
<i>uber den weiten pallast</i>
<i>vor frawen vnd vor manen,</i>
<i>was in der purge was,</i> | D. <i>vnnnd trug es furbasse.</i>
<i>in den palast weyt.</i>
<i>do als gesyndt yn sasse</i>
<i>vnnndt auch die schöne meyt.</i> |
| in K. ist noch das Übergreifen der Konstruktion auf die nächste Strophe zu bemerken. | |
| Str. 197, 5-8 K. <i>itlichs in do entpfinge,</i>
<i>vnd sprach zu jm also:</i>
<i>„Wunderer den tod entpfinge,</i>
<i>des sein wir werlich fro!“</i> | D. <i>die frauenn yn vmbfyngen.</i>
<i>vnd sprachen zu jm also.</i>
<i>do der wundrer den todt entpfynge.</i>
<i>do waren wir alle fro.</i> |

- Str. 198 K. *Do wurd ein grofs zu la(u)ffen,
vor freuden das geschach,
der kong waren gros hauffen,
das man Diterich kawen gsach,
vnd auch der werden fursten,
manck graff vnd edel man,
die theten Diterich grussen,
vnd jn entpfingenn schon.*
- Str. 199, 5-8 K. *nun sait mir gotwilkume;
ewr wunden sein mir lait,
die ir von ym habt gnome.“
do dancket er der mait:*
- Str. 202, 3-8 K. *er sprach: „junckfraw, danck
habe,
du machst mich hoch gemut“
dosprach die junckfraw reyne:
„got danck ewr gutickait;
ewr gleich mag nit seine
auf aller erden preit.“*
- Str. 203, 5-6 K. *dar vmb sul wir got dancken
der seyne(n) gutickait,*
- Str. 204, 3-8 K. *man afs wilpret vnd vische,
vor freuden weib und man,
vnd auch die schon junckfrawe,
die sas am hochsten ort,
Dieterich, Etzel, sein frawe,
die sassen pey ir dort;*
- Str. 205 K. *Dar nach die pesten freunde,
dar nach das pest geslechte,
die wurden al vereinde,
also mit grofser mechte
danken herr Ditereiche;
die junckfraw was derlost:
sie lebten wunickleiche;
die junckfraw gab in trost.*
- Str. 207, 1-6 K. *Das ich euch geren liesse
golt, silber, als man thut,
das sol euch nit verdrisse,
ir habt sein vor genunck.“
sie frogten al gemeyne
die junckfraw mynniglich*
- D. *Jederman kam gelauffenn.
vor freudenn das geschach.
vor ym wurden grosz hauffenn.
das mann in kaum gesach.
entpfyngen yn gar schone.
konig ritter vnnnd edelmann.
wurden alsampt freuden reiche.
yederman der sach yn an.*
- D. *von ir wart er vmbfangenn.
sie sprach dein wunden sein mir leydt.
die du von ym hast entpfangen.
er danckt der reynen meyt.*
- D. *er sprach danck must ir haben:
nun byn ich wohl gemutt:
du Ernest mir hye mein lebenn:
sie entpfyng den fursten schonn:
sie sprach gott musz euch geben:
wz ich euch guttes gan.*
- D. *das wir all gott dancken:
vnnnd auch der dein manheyt:*
- D. *mann bracht wiltbret vnnnd fische,
vor freuden yederman,
woltenn denn fursten schawen,
mann setzt in am hochsten ort,
zu konig Etzels frawen,
zu ym die iunckfraw dort.*
- D. *Darnach die besten fründe,
vnnnd auch die besten geschlecht,
die wurden alsampt vereynte,
ausz koniglicher macht,
die iunckfraw wunnigliche.
gab dem berner trost.
vnnnd wardt gantz freudenn reiche,
das er sie het erlost.*
- D. *Das ich euch gerne liessen.
golt silber als man thut.
nun habs in kein verdryssen.
ir habt seyn selbs genug.
sie sprachen all gemeyne.
zu der iunckfraw mynniglich.*

- Str. 208 K. „Ich heiss fraw Seld fur ware,
des sult ir sein dermant,
vnd drag die kron enpore
wol in meins vaters lant.“
do mit gabs jn die hande,
jtlich besunder par.
den Perner sie wol kande,
zu dem ging sie vor dar:
- Str. 209 K. Sie geseg(n)et in so susse,
gab im ir weisse hant,
ein halssen vnd ein kussen,
do mit sie jn dermant,
das ers hilt pey dem leben;
do weint die junckfraw schon,
sie sprach: „got mus dir geben,
was ich dir gutes gan!“
- Str. 210 K. Dar nach sprach sie behende:
„nun wil ich pald dar von,
wā es hot gar sein ende,
ir sult pal zu mir gan.“
do traden sie ir peye,
was jr was aller sant.
sie sprach: „got pey euch seye!“
do mit sie do verswant.
- Str. 211, 7-8 K. gelaubt, das es mag seyne,
als mans geschriben fant.
- Str. 213, 5-8 K. wo er ir dorft zu noden,
woltten sie sein bereit,
als vil volcks als sie den hetenn,
vnd wenden jm sein leit.
- Str. 215 K. Nun hot ein end das gedichte,
wer es horet hot,
mit warhait wol berichte,
nun seinn sie alsampt tot;
mit hert streitigem quelle(n)
gaben sie auf ir leben:
got alln gelaubigen selle(n),
den sol got gnade gebn! Amen.
- D. Ich heisz fraw Seld furware
also byn ich genant.
vnnnd trag die kronn embore.
in meines vatters landt.
sey gesegnet die konnig herre.
bot in ir weysse handt.
vnnnd auch die frawenn sere.
sie ging do sie den berner fandt.
- D. Vnnnd gesegnet in gar schone.
ir hant sie ym do bot.
sie sprach das dir gott lone.
bot ym ir mundlein rot.
also mit grossenn erenn.
danckt ir der furst so reiche.
sie sprach dein lop wird sich merenn.
nyergant fyndt man dein gleych.
- D. Die junckfraw sprach behende.
nun musz ich baldt do von.
wā es hat gar sein ende.
herr dieterich du solt verstan.
kum in meynes vatters lande.
ich gered dirs auff meinm eidt.
ich mach dirs vnterthane.
vnd als zu dienst bereyt.
- D. glaubet das es seye.
als wir geschriben handt.
- D. als viel als sie hettenn:
woltenn sie sein bereyt:
wo er ir dörfft in nōten:
vnd wenden als seyn leyt.
- D. Nun hat ein end das gdichte:
wer das gehōret hott:
mit warheytt ich das spriche:
nun seindt sie alsampt todt:
bisz an herr dieteriche:
der ist bei leben doch:
vnd streyt so krefftigliche:
mit den wūrmē noch.

Eine solche Fülle von Verschiedenheiten, nicht nur im Ausdruck, sondern auch im Inhalt, obschon nur 28 Strophen des Druckes zur Vergleichung vorhanden sind, beweist auch ohne Kommentar zur Genüge, dafs die beiden Gedichte von einander unabhängig entstanden sein müssen; ja, es will mir scheinen, als ob es selbst der bewußten Absicht nicht möglich gewesen

wäre, so zahlreiche Abweichungen bald geringerer, bald erheblicherer Art zu schaffen, wenn man selbst annehmen wollte, daß der Verfasser des Druckes auf diese Weise die Entlehnung aus dem Gedichte Kaspars zu verdecken sich bemühte. Die ungezwungene Art, in der die verschiedenen Lesarten gleichberechtigt neben einander stehen, spricht vielmehr deutlich dafür, daß der eine Text nicht aus dem andern geflossen sein kann. Dies Ergebnis der Vergleichung zwingt uns zu derselben Voraussetzung, zu welcher wir schon früher durch die Betrachtung des Inhaltes gelangt waren, daß nämlich dem Gedichte Kaspars eine schriftliche Quelle zu Grunde gelegen haben muß, aus welcher dasselbe mit Freiheit im Ausdruck und in der Sprache des XV. Jahrhunderts, jedoch mit treuer Wiedergabe des Inhaltes, gestaltet wurde. Zugleich aber sehen wir, daß Steinmeyers Annahme, der Wunderer sei durch eine ungeschickte Übertragung aus Reimpaaren in die Strophenform entstanden, irrig ist. Denn die Möglichkeit, beide Gedichte, der Wunderer Kaspars wie der Druck, könnten dieselbe Vorlage in Reimpaaren unabhängig von einander so gestaltet haben, daß sie Strophe für Strophe im Inhalte übereinstimmten, ist wohl so wenig wahrscheinlich, daß wir auch für die Vorlage dieselbe Strophenform von acht Zeilen annehmen müssen, die in D mit dem Ausdruck „In der heüne weyfz“ bezeichnet wird.

Als das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen hat sich nun folgendes ergeben: Der Wunderer Kaspars v. d. Roen ist ein Gedicht in der Sprache des XV. Jahrhunderts, dessen Inhalt jedoch vollständig einer verloren gegangenen Quelle angehört; diese Quelle mag etwa aus dem Ende des XIII. Jahrhunderts stammen.

wäre, so zahlreiche Abw
selbst annehmen wollte,
Gedichte Kaspars zu ver
Lesarten gleichberechtigt
Text nicht aus dem and
derselben Voraussetzung,
langt waren, dafs näm
haben mufs, aus welche
hunderts, jedoch mit tre
dafs Steinmeyers Annah
paaren in die Strophenf
Wunderer Kaspars wie
ander so gestaltet haben
wenig wahrscheinlich, da
nehmen müssen, die in

Als das Resultat
Wunderer Kaspars v. d.
halt jedoch vollständig
dem Ende des XIII. Jah

erer Art zu schaffen, wenn man

Weise die Entlehnung aus dem
e Art, in der die verschiedenen
ar deutlich dafür, dafs der eine
der Vergleichung zwingt uns zu
die Betrachtung des Inhaltes ge
liche Quelle zu Grunde gelegen
l in der Sprache des XV. Jahr
urde. Zugleich aber sehen wir,
schickte Übertragung aus Reim
öglichkeit, beide Gedichte, der
eimpaaren unabhängig von ein
e übereinstimmen, ist wohl so
opphenform von acht Zeilen an
yfsz“ bezeichnet wird.

ch nun folgendes ergeben: Der
s XV. Jahrhunderts, dessen In
ört; diese Quelle mag etwa aus

— Grauskala #13

B.I.G.

M

Y

C

A

1

2

3

4

5

6

M

8

9

10

11

12

13

14

15

B

17

18

19